

Ingrid Maria Lang • Glasscherbeninsel

Ingrid Maria Lang

# Glasscherbeninsel

Roman

Die Handlungen und Personen dieses Romans sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen  
sind reiner Zufall und keinesfalls beabsichtigt.

Copyright © Verlagshaus Hernals, Wien 2012  
Alle Rechte vorbehalten.

[www.verlagshaus-hernals.at](http://www.verlagshaus-hernals.at)

Copyright Coverfoto © Jens Kühnemund, J-K-PhotoArt, Duisburg

Bildbearbeitung: [www.grafik-ebner.at](http://www.grafik-ebner.at)

Satz: b+R satzstudio, Graz

ISBN 978-3-902744-43-2

Let's just be glad we had some time to spend together.  
There's no need to watch the bridges that we're burning.

Lay your head upon my pillow.  
Hold your warm and tender body close to mine.  
Hear the whisper of the raindrops,  
Blowin' soft against the window,  
And make believe you love me one more time,  
For the good times.

Song by Kris Kristofferson, 1970

# INHALTSVERZEICHNIS

## LORENZO

---

Der große Gatsby, *F. Scott Fitzgerald*

Von Mexico nach Polen, *Lily Brett*

Der letzte September, *Elizabeth Bowen*

Zeit der Geborgenheit, *Wallace Stegner*

Soll Mutti arbeiten?, *Steffi in BRAVO, Mai 1959*

Abbitte, *Ian McEwan*

## FEE

---

Wolkenbilder, *Das Wetterlexikon*

Huckleberry Finns Abenteuer, *Mark Twain*

Memories, *June Carter Cash*

Tender Bar, *J. R. Moehringer*

Die Brücken von Madison County, *Robert James Waller*

Der Prophet, *Khalil Gibran*

## LORENZO

---

Oliver Twist, *Charles Dickens*

Heartbreak Hotel, *Mark Childress*

Renaissance des guten Tons, *Tanzschule Rühl*

## FEE

---

Memories, *Johnny Cash*

Das fliegende Klassenzimmer, *Erich Kästner*

## LORENZO

---

Das Vernünftige, *F. Scott Fitzgerald*

Für mich soll's rote Rosen regnen, *Hans Hammerschmid, Hildegard Knef*

Lichtjahre, *James Salter*

Der Steppenwolf, *Hermann Hesse*

FEE

---

Das verborgene Wort, *Ulla Hahn*

LORENZO

---

Jenseits von Eden, *John Steinbeck*

Verliebte Lügner, *Richard Yates*

Letzte Nacht in Twisted River, *John Irving*

FEE

---

The Ship on His Arm, *Emmylou Harris*

Happy Birthday, Princess, *Johnny Cash*

Arc de Triomphe, *Erich Maria Remarque*

LORENZO

---

Die Kunst des Liebens, *Erich Fromm*

FEE

---

Lichtjahre, *James Salter*

Jene, *Joyce Carol Oates*

LORENZO

---

Die Rothaarige, *James Ellroy*

Kein Land für alte Männer, *Cormac McCarthy*

FEE

---

Das goldene Notizbuch, *Doris Lessing*

Marilyns letzte Sitzung, *Michel Schneider*

LORENZO

---

Ein Stück meines Herzens, *Richard Ford*

FEE

---

Bang, Bang, *Sony Bono*

LORENZO

---

Ein ganzer Kerl, *Tom Wolfe*

**N**ahe der Mühldorfer Schlinge führt ein Weg, abseits der bekannten Spazierstrecke, entlang der Rainach durch die Au, vorbei an einigen Wassertümpeln. Kröten hocken auf Sumpfläutern und schwimmendem Moos, Wasserschlagen huschen zwischen Pfeilkraut und Rohrkolben, Libellen schwirren über Sumpflilien und nur ein zeitweiliges Beben des Blattwerkes, das Gesirre der Mücken und ein leises Geraschel im Strauchwerk bringen Leben in das Bild.

Geht man weiter, wird der Weg enger, bedeckt mit Laub und Gräsergeflecht, ist kaum mehr als Pfad zu erkennen, ehe sich der Auwald lichtet, das Gelände absinkt, zu einem Damm wird, der einen schmalen Ausläufer der Rainach begrenzt. Schilf neigt sich träge im Wind, und dort, wo der Seitenarm so schmal wird, dass man ihn zum anderen Ufer mit wenigen Schritten durchwaten kann, liegt ein geknickter Stamm quer über dem Wasserlauf. Vermodert und rissig, in der Mitte klafft ein bemooster Spalt, in dem Stockschwämmchenbüschel sprießen; immergrüner Efeu klammert an der Rinde, schlingt sich um die spitzen Stümpfe abgebrochener Äste, macht sich breit, wo immer er Halt findet, kriecht bis zu den Sträuchern, die am anderen Ufer ein Wiesenoal eingrenzen. Es riecht nach Geißfuß und wilder Kresse und außer den Geräuschen, die aus dem Gehölz oder den Tiefen des Flusses dringen, ist kein Laut zu hören.

Am Ende der Insel neigt sich die Wiese hinunter zur Rainach; am Abhang stehen Birken, wuchern Schilfgras und Schachtelhalme. Irgendwo flussaufwärts, verborgen hinter dieser lebenden Wand, liegt ein leckes, beinahe schon verrottetes Boot. Der Bug schaut noch ein Stück aus dem Wasser, das Heck sitzt tief im schlammigen Grund. Seit wann der Kahn dort schon vermodert, wie er überhaupt dahin gekommen ist, lässt sich heute nicht mehr feststellen; vielleicht war er an einer anderen Stelle, etwa an einem der

*Badeplätze entlang der Rainach, vertäut gewesen und dann während eines Unwetters abgetrieben worden. Hatte sich im Schilf verhängt, sank, leck geworden tiefer und liegt jetzt da, verborgen und vergessen. Wem immer das Boot gehörte, es konnte dem Besitzer nicht viel bedeutet haben, wenn er nie danach gesucht hatte.*

*Die Jahre haben dem Schilfgürtel nichts anhaben können; höher und dichter ist das Rohr gewachsen und das, was im Boot einst zurückgelassen wurde, musste schon längst auf dem Grund der Rainach verschwunden sein. Nur das goldene Gliederarmband, das zwischen Seitenwand und Ersatzruder eingeklemmt ist, könnte man noch finden. Heißt es nicht, dass Gold niemals seinen strahlenden Glanz verliert?*

## LORENZO

---

*„Ich werde Ihnen die heilige Wahrheit sagen.“ Durch ein rasches  
Aufheben der rechten Hand versicherte er sich des göttlichen  
Beistandes.*

F. Scott Fitzgerald, „Der große Gatsby“

**E**s scheint meine Bestimmung zu sein, dass immer ich derjenige sein muss, der in das Gesicht eines Toten blickt. Nein, das ist nicht ganz richtig – Adas Gesicht hatte ich nicht gesehen, dafür ein Bein, das auf groteske Weise aus einem schwarzen Nylonsack herausragte, am Fuß noch ein mit Schlamm beschmierter roter Lackpumps mit Schleife; aber vielleicht lebt dieses Bild auch nur in meiner Einbildung, ist irgendwann in einem Traum aufgetaucht, denn wie hätten die Träger nicht bemerken sollen, dass der Zipf der Plastikhülle nur zur Hälfte geschlossen war? Sie brachten sie mit dem Boot, trugen sie über den Flusssdamm, legten sie in einen Blechsarg und schoben sie in den Leichenwagen.

Ich stand in unmittelbarer Nähe, wo genau, kann ich nicht sagen. Es war irgendwann am frühen Abend, daran erinnere ich mich genau; das Licht der tief stehenden Sonne färbte das Wasser ölig braun, Windstöße touchierten die Oberfläche zu schaumigen Wellen, die gegen die Ufersteine leckten.

Am späten Nachmittag, gegen fünf, hatten Armin und Herr Wenzel, der Pächter vom Bootsverleih, Ada gefunden.

Herr Wenzel erklärte gegenüber der Polizei – und später ausführlich und wortreich auch dem Reporter vom *Rainbrucker Tagesspiegel* – dass Armin zwei Stunden vorher aufgekreuzt war und sich erkundigt hatte, ob das Boot, das er und Ada den Sommer über gemietet hatten, während der

letzten Stunden gesehen worden wäre: Er hätte seine Schwester am Vormittag mit der Vespa zu der Anlegestelle am Ulmendamm, wo sie das Boot immer vertäuten, gebracht; sie wollte sich mit einem Freund treffen und ein paar Stunden mit ihm am Fluss verbringen und gegen zwei sollte Armin sie wieder am Ulmendamm abholen. Gemeinsam wollten sie dann nach Hollersheim zum Maria Himmelfahrt- Jahrmarkt fahren.

Um die Mittagszeit waren plötzlich wie aus dem Nichts schwarze Wolken aufgezogen, Wind schüttelte die Äste der Bäume, Blitze zuckten über dem Fluss und der Regen prasselte in harten Tropfen. Aber schon eine Viertelstunde später war der Spuk wieder vorbei.

Armin hatte Herrn Wenzel erklärt, dass weder das Boot, noch seine Schwester zu sehen gewesen waren, als er um zwei zum Ulmendamm kam. „Der Junge war sehr aufgeregt, hat mir gesagt, dass seine Schwester nicht besonders gut mit dem Boot umgehen kann“, erzählte Herr Wenzel. Zwar hätte sie ihrem Bruder versichert, dass „der Freund“ ein guter Ruderer sei, aber wer dieser Freund war, wollte sie nicht verraten. Herr Wenzel kannte die Tücken der Rainach, wusste Bescheid über die Gefahren, die drohten, wenn man auf dem Fluss von einem Unwetter überrascht wurde. War man zu weit vom Ufer entfernt und kein kräftiger, geübter Ruderer, konnte man sehr schnell abgetrieben werden, in die Stromschnellen an der großen Kehre geraten und gegen die Betonpfeiler der Heiligengeistbrücke geschleudert werden.

Herr Wenzel fuhr mit der Zille hinaus, hatte auch das Stechruder dabei, weil er die Nebenarme durchkreuzen wollte; eine richtige Entscheidung wie sich herausstellen sollte. Sie fanden das Boot bei der Mühldorfer Schlinge vor einer schmalen Schotterinsel, wo es zwischen Schilf und Sumpfgas, lose festgebunden an Weidensträuchern, im Wasser schaukelte.

Nach dem Bericht im *Tagesspiegel* hatten Armin und der Bootsverleiher Ada „halb bekleidet“ im Boot liegend gefunden, die Beine über dem Sitzsteg, der Kopf seitlich unter der Ruderrolle an die Bootswand gelehnt. Ihre rechte Seite, ihr Hals, ihre Schulter, ihr Arm, ihre Hand, waren rot vom Blut, das aus einer Wunde am Hinterkopf ausgetreten war. „Das arme Ding war mausetot. Sie muss mit dem Kopf gegen die Rolle gestürzt sein, das Ruder steuerbord hat ja gefehlt, anscheinend ist sie mitten hinein in das Unwetter geraten, hat die Kontrolle über das Boot verloren und dabei ist es zu dem Unfall gekommen. Für so ein zartes Mädchen war das Boot ja viel zu schwer“, so Herrn Wenzels Erklärung.

Armin blieb bei seiner Version, dass sich Ada mit einem Freund habe treffen wollen.

Am nächsten Morgen erschienen Herr und Frau Holländer zusammen mit Armin auf der Polizeiwache und tätigten eine Aussage. Armin hatte seinen Eltern gegenüber Vermutungen geäußert, wer der unbekannte Freund Adas gewesen sein könnte.

Wo ich mich an diesem 15. August 1967 aufgehalten, was ich getrieben hatte während der Stunden zwischen zehn und zwei, mit wem ich zusammen gewesen war, all das hatte ich oft genug wiederholen müssen, nicht nur bei der Polizei, auch meinem Vater und Mama gegenüber, die an diesem Tag nicht zu Hause gewesen waren: Mama verbrachte das lange Wochenende mit Tante Karo am Wörthersee und Vater hatte eine Einladung nach Wien; ein Geschäftsfreund feierte seinen fünfzigsten Geburtstag. Fee war bei Onkel Carlo in Zürich, Frau Zlata hatte ihren freien Tag - Großvater und ich waren allein im Haus.

Ein paar Tage zuvor hatte Ada mit mir Schluss gemacht und ich, noch immer gefangen in Liebeskummer, hatte mich in meinem Zimmer verkrochen. Mittags hörte ich, wie Großvater den Mercedes aus der Garage fuhr; gegen drei

Uhr klopfte er an meine Zimmertür und fragte, ob ich mit ihm und Frau Horn – seit Großmutter's Tod seine ständige Begleiterin – Kaffee trinken wolle.

„Was wollten Sie an dem Abend da draußen bei der Schotterbank?“, wurde ich gefragt und ich konnte nichts anderes sagen, als dass ich den ganzen Tag im Haus verbracht und danach das Bedürfnis nach Bewegung und frischer Luft gehabt hatte. Und deshalb mit dem Rad am Fluss entlang gefahren war, dann die Feuerwehr- und Polizeiautos entdeckt und, neugierig geworden durch die Ansammlung von Schaulustigen, hinter dem gelben Absperrungsband angehalten und mich nach dem Grund des Einsatzes erkundigt hatte.

Während der nächsten Tage mussten mein Vater und auch Mama mehrmals zu Fragen der Polizei Auskunft geben; die Wiener Freunde meines Vaters wurden angerufen und sollten die Richtigkeit seiner Angaben bestätigen – Armin hatte einen Stein ins Wasser geworfen und nun breiteten sich Kreise aus, die keiner von uns beeinflussen konnte.

Der Stein hatte einen Namen – Bariello.

Nachts lag ich wach, versuchte mich an bestimmte Sätze, an Bilder, die ich von Armin und Ada gehört und gesehen hatte, zu erinnern, fühlte mich wie in einem Rhönrads gefangen, die Gedanken kreisend und wann immer ich meinte, den Funken der Wahrheit entdeckt zu haben, hing ich schon wieder kopfüber in einer wahnwitzigen Drehung und alles versank in Schwindel. Aber eines wusste ich am nächsten Morgen genau: Ich hätte Armin gerne gefragt, wo er gewesen war an diesem Vormittag.

Eine Woche später verließ uns Mama.

In wenigen Tagen war alles, was ihr Leben mit Sinn und Wert gefüllt hatte, alles, was ihr wichtig gewesen war – ihre Familie, ihre Ehre, ihr Ansehen – beschmutzt worden, hatte ihr Name in den Zeitungsberichten als Beispiel einer

belogenen und betrogenen Ehefrau und Mutter erhalten müssen, war sie zum Mittelpunkt trivialer Klatschgeschichten geworden.

Nach Adas Tod entfaltete sich vor Mamas Augen das ganze Drama, in das mein Vater und ich während der vergangenen Monate verwickelt gewesen waren, ohne zu wissen, dass wir im gleichen Netz hingen. Ihre einzige Vertraute während dieser Tage war meine Tante Karo gewesen. Mit meinem Vater gab es zwei oder dreimal heftige Auseinandersetzungen, aber dann schien auf einmal alles gesagt zu sein. Sie mied strikt seine Gegenwart, hielt sich tagsüber nur mehr in ihrem Zimmer auf und am Abend ging sie hinüber zu ihrer Schwägerin und tauchte erst am nächsten Morgen wieder bei uns auf. Von Fee, die natürlich kaltblütig genug war, um an den Türen zu lauschen, erfuhr ich später einiges, worüber sie gesprochen hatten. Heute, reflektiert durch den zeitlichen Abstand und die Erfahrungen meines vierzigjährigen Lebens, würde ich sagen, was Mama in diesen Tagen, bevor sie uns verließ, erlebte, war nichts weniger als die Vertreibung aus ihrem Paradies gewesen.

Mit mir sprach Mama nur zwei Mal über das Geschehene. Das erste Mal, als ich von einer Einvernahme auf der Polizeiwache zurückkam. Sie fragte mich, ob ich über das Verhältnis meines Vaters Bescheid gewusst hatte und als ich verneinte, sagte sie nur, „Warum lügst du? Schämst du dich denn gar nicht? Ich dachte immer, du hättest Charakter. Aber du bist genau so übel wie dein Vater.“ Sie hatte meinen Beteuerungen nicht geglaubt, war vielmehr überzeugt, ihr Ehemann und ihr Sohn hätten sie schamlos hintergangen, verraten, was ihr Liebe und Zusammengehörigkeit bedeutet hatten. Dass auch der Sohn ein Betrogener war, machte ihn nicht glaubwürdiger.

Das zweite Gespräch fand in meinem Zimmer statt; sie trug ihr graues Etuikleid, dazu schwarze Lackpumps mit Bleistiftabsätzen. Alles an ihr war makellos wie immer, nur

ihre Haut um die Augen und um den Mund schien dünner geworden zu sein, durchsichtiger. „Hör zu, Lorenzo“, sagte sie, „Ich verlasse dieses Haus. Du musst nun dein Leben selbst in die Hand nehmen. Ich fühle mich nicht mehr verantwortlich für dich.“

„Und wann kommst du wieder?“

„Ich weiß es nicht“, war alles, was sie dazu sagte.

Sie hatte mich umarmt, eine kurze, flüchtige Berührung – ich weiß noch, sie trug weiße Netzhandschuhe und was ich an meinen nackten Armen spürte, war nicht die weiche Haut ihrer Hände, sondern das Kratzen der rauen Garnschlingen –, leb wohl gesagt, sich dann umgedreht und mich in einem Hauch von ihrem *Arpege Lanvin* zurückgelassen.

Ich war immer gerne der Sohn von Mama gewesen, stolz darauf, eine so schöne und elegante Frau zur Mutter zu haben, fand es angenehm, dass ihr nicht viel daran lag, die Rolle einer Autoritätsperson zu spielen, ausgenommen, was meine Manieren betraf, mein Äußeres und meine „Kunsterziehung“, wie sie es nannte: Mit Eintritt in die Volksschule musste ich Klavierspielen lernen; einige Jahre später schickte sie mich zu einem Maler namens Gustav Hanneke, der mich im Zeichnen unterrichtete und mit den Grundbegriffen von Aquarell- und Ölmalerei vertraut machte. Mein Vater hatte bis zu seinem frühen Tod ihre Pläne immer unterstützt – er war Zeit seines Lebens ein Idealist und Romantiker gewesen.

Großvater hatte für die „schönen Künste“ wenig übrig – außer, dass er sich gerne abends mit Großmutter zusammen Schallplatten mit Verdi-Arien anhörte: *Libiamo ne' lieti calici* oder *La Donna è mobile*, wobei er Caruso bevorzugte und Großmutter den jungen, sehr gut aussehenden Giuseppe di Stefano; natürlich fand sich in ihrer Sammlung auch Maria Callas: *Gilda's Caro nome* oder die Wahnsinnsarie aus *Lucia di Lammermoor*, auch wenn sie sonst Donizetti nicht besonders mochten.

Aber als Beruf so etwas wie Musiker, Schauspieler, Maler oder *Künstler*, welcher Richtung auch immer, ins Auge zu fassen, war für Großvater völlig indiskutabel. Womit wollte man denn Geld verdienen, wenn man sich die Zeit mit solchen „Schönspielereien“ vertrieb? Trotzdem: Von dem Tag an, als ich plötzlich allein dastand und er meine Obhut übernahm, wurde es wichtig für ihn, dass ich weder meine Übungen am Klavier, noch den Zeichenunterricht vernachlässigte. Er war Mama immer sehr zugetan gewesen, trotz ihrer unterschiedlichen Ansichten in vielen Dingen; ich meine, im Stillen verehrte er sie wegen ihrer Schönheit und Kultiviertheit.

Wenn ich Großvater fragte, ob er wüsste, wohin Mama gegangen war und wann sie wiederkommen würde, bekam ich nur, „Du sollst dir keine Sorgen machen, alles wird sich finden“, zu hören.

In diesen Spätsommerwochen standen die Bariellos unter schwerem Beschuss: Kaum zwei Wochen, nachdem uns Mama verlassen hatte, am ersten Sonntag im September, starb mein Vater. Nach außen bewahrte Großvater Contenance; doch wann immer ich nachts aus unruhigem Schlaf hochschreckte und auf den Balkon hinausging, sah ich im Untergeschoß Licht im Arbeitszimmer und seinen Schatten hinter dem Vorhang auf- und abwandern.

Wir sprachen nur wenig über das, was vorgefallen war – Großvater war kein Mann, der über Gefühle redete und es dauerte Wochen, bis er zu seiner üblichen Erzählfreude zurückfand.

Und für mich war während vieler Wochen der einzige Sonnenfleck des Tages die Zeit des Abendessens mit Tante Karo, Fee und Großvater; während unserer Gespräche flatterten die Erinnerungen hoch wie Vögel aus dem Schlaf, frisch und klar, Bilder aus jenen Jahren, in denen die

Bariellos in dem Glauben lebten, für sie wären auf ewig die Fensterplätze in der Luxusklasse reserviert.

*Mit dieser Vergangenheit bin ich verbunden und verknüpft. Diese Vergangenheit ist Teil meiner Gegenwart. Und ist es immer gewesen. Wie gerne ich sie auch bisweilen verdrängen würde, verbergen, verleugnen – ich kann es nicht.*

Lily Brett, „Von Mexico nach Polen“

**M**eine Cousine Felicitas und ich, wir sind die dritte Generation Bariellos in Rainbruck, eine mittlere Provinzstadt, 20 km nordwestlich von Wien entfernt. Unser Großvater, Matteo Bariello, hatte 1938 seinen Schrott- und Eisenwarenhandel, den er auf einem riesigen Gelände in einem Wiener Außenbezirk betrieb, verkauft und dafür eine Munitionsfabrik und zwei nebeneinanderliegende Villen samt 1000 m<sup>2</sup> Grund in Rainbruck erworben. Sowohl die Fabrik als auch die beiden Villen befanden sich in Familienbesitz und wurden aus diesem Grund nur gemeinsam abgegeben. Nach Großvaters Aussage kam ihm das sehr gelegen – es war das berühmte „Zwei-Fliegen-mit-einer-Klappe-Schlagen“, in diesem Fall sogar drei. Die beiden Häuser hatte er mit dem Hintergedanken erworben, auf diese Weise noch die nächsten Generationen um sich scharen und im Auge behalten zu können. Sein Leitspruch lautete, „Friede ernährt, Unfriede verzehrt“, was nicht politisch aufzufassen war, sondern als Wegweiser für den Familienzusammenhalt.

Im größeren der beiden Häuser in der Theresienallee bewohnten die Großeltern die untere Etage, meine Eltern das Obergeschoß; in der Nachbarvilla lebten Onkel Carlo und Tante Karo. Von unseren Balkonzimmern konnten Fee und ich uns zuwinken, mit dem Spiegel Morsezeichen senden oder Fee schickte mir einfach einen scharfen Pfiff hinüber, wenn sie etwas von mir wollte.

Großvater war kein Mann, der sein Licht unter den Scheffel stellte – er erzählte gerne und pointenreich über günstige

Geschäftsabschlüsse, gewinnbringende Investitionen und „die Blödheit und Kurzsichtigkeit der Konkurrenz“, die es ihm immer wieder leicht machte, „das fetteste Huhn zu schlachten“.

Deshalb waren seine spärlichen Auskünfte, wie es zu dem Erwerb einer gewinnbringend geführten Fabrik samt zwei Jugendstilvillen in bestem Zustand gekommen war, ganz untypisch für ihn.

Ich erinnere mich vage an einen Streit zwischen Großvater und meinen Eltern, den ich durch Zufall mitbekam. Ich muss acht oder neun gewesen sein; schon seit Tagen war ich mit Feuchtblättern im Bett gelegen und sollte mein Zimmer im ersten Stock nicht verlassen. An einem Abend war ich früh eingeschlafen, zwei oder drei Stunden später, geplagt von Juckreiz, wieder aufgewacht. Ich hatte Halsschmerzen und heftigen Durst, deshalb stand ich auf und rief über das Treppengeländer hinunter ins Wohnzimmer, wo Licht brannte und eine Flügeltür geöffnet war, nach Mama. Aber niemand hörte mich, dort unten war eine Diskussion im Gange; ich erkannte die Stimme von Großvater, und darüber, lauter, die von meinem Vater, dessen Schatten im Schein einer Stehlampe auf dem Parkett hin- und herwanderte. Deutlich konnte ich meine Mutter sehen, die mit dem Rücken zur geöffneten Tür stand, und vor ihr, halb verdeckt, Großmutter auf einem Stuhl. Ich lief die Stiegen hinunter, blieb dann aber im Dunkel der Halle stehen, als ich meinen Vater mit für ihn ungewohnt zorniger Stimme sagen hörte, „Weil es mir schon lange keine Ruhe gelassen hat. Deshalb habe ich mich erkundigt. Mandelkov! Wie konntest du nur! Was sonst kann ich daraus schließen, als dass du dich am Unglück anderer bereichert hast. Wie kann ich weiter hier mit meiner Familie leben? Sag mir das!“

„Erstens hättest du mich nur zu fragen brauchen“, antwortete mein Großvater. „Hast du aber all die Jahre nicht. Lebt sich ja auch gut hier, nicht? Doch wenn du mit deiner

Familie ausziehen willst, bitte schön, ich werde dich nicht hindern. Und im Übrigen, lass dir gesagt sein, du weißt nicht, wovon du redest.“

In dem Moment drehte sich Mama um und erblickte mich.

Als sie mich wieder zu Bett gebracht hatte, quälte mich bis zum Einschlafen die Frage, ob wir nun ausziehen müssten aus unserem schönen Haus. In einem Fiebertraum sah ich mich mit meinen Eltern auf der Straße – alle drei trugen wir graue Schlafanzüge – und durch die eisernen Gitterstäbe des Zaunes auf das Haus schauen, das nun nicht mehr das unsere war, während Großvater auf der Freitreppe stand und sich den Bauch hielt vor Lachen.

Aber als das Leben in der Familie und im Haus weiterging wie bisher, vergaß ich meine Ängste. Trotzdem kam mir diese Szene immer wieder in den Sinn, ohne dass ich jemals den Mut gefunden hätte, meine Mutter oder meinen Vater darauf anzusprechen.

Jahre später, als Großvater und ich allein in dem großen Haus lebten, nur umsorgt von Frau Zlata, unserer Haushälterin, verbrachten er und ich viel Zeit miteinander. Er behandelte mich nun wie einen Erwachsenen, sprach mit mir über Geschäftliches, obwohl er wusste, dass ich nicht in seine Fußstapfen treten würde, und erzählte mir Details aus der Familiengeschichte der Bariellos, die für mich neu waren.

Und eines Tages nahm ich mir ein Herz und sprach Großvater auf die Szene im Wohnzimmer an.

Er ging zu seinem Schreibtisch, sperrte mit einem Schlüssel, der an seiner goldenen Uhrkette hing, eine Lade auf und entnahm ihr ein Album, voll geklebt mit Fotos, die teilweise noch aus vor der Jahrhundertwende stammten; dazwischen eingelegt, eng beschriebene Blätter. „Unser Familienbuch“, erklärte er mir. „1915, am Tag meiner Heirat mit deiner Großmutter, habe ich mit den Eintragungen

begonnen.“ Er suchte eine Weile zwischen den Notizen und schob mir dann zwei eng beschriebene Seiten hin. „Lies das. Da steht alles.“

Und so erfuhr ich, dass die Familie Mandelkov im August 1938 auf den Listen der zu Enteigneten gestanden hatte. Ein gemeinsamer Bekannter, Rechtsanwalt in Wien, war an Großvater herangetreten und hatte ihm ein Geschäft vorgeschlagen.

„Indem er mich ins Vertrauen zog“, schrieb Großvater, „hat Mitterberger sich mir sozusagen ausgeliefert.“ Aus den folgenden Erklärungen konnte man zwar herauslesen, dass ihm die Entscheidung zwar nicht leicht gefallen, er aber für eine Gefälligkeit, die ihm Mitterberger einmal in einer wichtigen Sache erwiesen hatte, noch in der Schuld des Anwalts stand. Letzten Endes ging Großvater auf den Handel ein: Laut notariell beglaubigtem Kaufvertrag erwarb er die Immobilien der Familie Mandelkov um den lächerlichen Preis von 30.000,00 Reichsmark. Unter der Hand hatte er aber das Zehnfache bezahlt, was, wie Großvater nicht vergaß anzuführen, „noch immer weit unter Wert war“. Mit diesem eindeutig rechtswidrigen Handel war das Überleben der achtköpfigen Familie Mandelkov gesichert. Im September reisten sie nach England aus.

Durch den Kauf der Munitionsfabrik wurde Großvater zum Inhaber eines „kriegswichtigen“ Unternehmens, was ihm einerseits den Zugang zu gewissen politischen Institutionen erleichterte: So zum Beispiel gelang es ihm, seinen älteren Sohn Jonas, der im Herbst 1939 eingezogen wurde, nach einem Jahr zurückbeordern zu lassen, mit dem Nachweis, ihn im Unternehmen als „stellvertretenden Direktor mit Verbindungsaufgaben“ dringend zu benötigen. Andererseits war die Fabrik natürlich eine Goldgrube - bis 1943 wurden die Mitarbeiter auf fast 400 aufgestockt.

Mit unverblümter Offenheit notierte Großvater 1942, dass es an ihm liegt, „als Eigentümer eines für kriegswichtig eingestuften Betriebes“, sich den vom NS-Regime diktierten Forderungen zu stellen, um zu verhindern, „den Betrieb, die Familie, die Mitarbeiter und sich selbst in Gefahr zu bringen.“

*Fotografien von bleichen Soldatengruppen, von Familien und nachbarlichen Zusammenkünften einer Generation zuvor, verströmten eine undefinierbare Melancholie von den Wänden.*

Elizabeth Bowen, „Der letzte September“

In unserem Esszimmer schmückten eine Wand hinter dem riesigen Teakholztisch Unmengen von Fotos in eckigen, runden oder ovalen Rahmen.

Als ich vor zehn Jahren im Untergeschoß der Villa die Trennwände herausreißen und Wohn- und Esszimmer zu einem einzigen großen Raum umbauen ließ, veränderte ich nichts an dieser Familiengalerie; die Fotos hängen noch immer so, wie zu der Zeit, als Fee und ich Kinder waren. Und noch immer ist es Frau Zlata, die jeden Rahmen täglich abstaubt und darauf achtet, dass auf dem Glas keine Flecken zu sehen sind – inzwischen ist sie fast siebzig und ihre Nichte muss ihr zur Hand gehen, denn die Arbeit in dem großen Haus ist zu viel für sie geworden; zurückziehen will sie sich aber auf keinen Fall, das hat sie mir eindringlich klargemacht.

Fee und ich, wir wussten schon im Vorschulalter eine Menge über die Familie Bariello – Großvater erzählte gerne und ausführlich zu jedem Foto die Geschichte, die dahinter stand; im Laufe vieler Jahre bekamen wir Ereignisse, Episoden und Anekdoten wieder und wieder zu hören, wenn auch ab und zu in etwas abgeänderten Versionen, aber wer wollte daran Anstoß nehmen?

Jeden Sonntag traf sich bei uns die gesamte Familie zum gemeinsamen Mittagessen. Am Tisch gelber Damast, das Besteck silbern, die Gläser aus Bleikristall. Es gab Fritatten oder Griesnockerlsuppe, serviert in einer Terrine, aus der Großmutter in unsere Teller schöpfte; Braten mit Semmelknödel, gefüllte Rouladen, dazu Frau Zlatas handgemachte Nudeln, mindestens einmal im Monat frisch gefangen Fisch, den uns der Fischer direkt an die Haustür

lieferte - richtiger gesagt, an die Hintertür, denn unsere Haushälterin hielt sich genau an Mamas Etikettvorschriften. Manchmal wurden wir auch mit etwas „Italienischem“ wie Frau Zlata es stolz nannte, überrascht: *Polli al vino*, zum Beispiel, die von Großvater am Tisch tranchiert wurden, oder *Mailänder Schnitzel* mit Gemüse und Kartoffeln. Zum Nachtisch wurde Pudding serviert, im Sommer Eis.

Meine Großeltern und Mama legten Wert auf „Sonntagsgarderobe“ und Tischmanieren, worunter Fee und ich einigermaßen zu leiden hatten, denn nicht nur, dass wir in unbequeme Kleidung gesteckt, unsere Haare gebürstet und gescheitelt wurden, mussten wir mahnende Blicke ertragen, wenn wir zu hastig aßen, die Ellenbogen am Tisch aufstützten oder miteinander flüsterten. Auch durften wir uns nie ungefragt in die Gespräche der Erwachsenen einmischen, was besonders Fee auf eine harte Probe stellte, die sie sehr oft nicht bestand. Doch wenn Großvater das Wort an uns richtete, uns nach der Schule, unseren Freunden oder sonst zu einem Thema befragte, mussten wir ausführlich antworten. Kurzes, Flüchtliges, Halbgesagtes duldet er nicht. „In diesem Haus wird vernünftig und in ganzen Sätzen gesprochen.“ Auf diese Weise lernten wir früh, uns besser auszudrücken als unsere gleichaltrigen Freunde. Erwachsene bezeichneten uns als *altklug*, und *frühreif*, für unsere Mitschüler waren wir *Klugscheißer* und *Streber*, sowieso die „reichen Kinder“, denen man grundsätzlich misstraute.

Nie wurde das Sonntagsessen ohne den Hinweis meines Vaters beendet, daran zu denken, dass es den meisten Kindern nicht so gut ginge wie uns - deshalb achtete er, der sonst so Sanfte, Gutmütige, streng darauf, dass wir nie über irgendetwas die Nase rümpften, im Essen herum stocherten oder noch schlimmer, die Portionen, die wir serviert bekamen, nicht aufaßen.

Trotzdem - wir fügten uns ohne Murren in die Regeln, denn nach dem Essen, wenn Frau Zlata den Tisch abgeräumt hatte und Mama den Servierwagen mit der Mokkaanne und der kristallinen Cognacflasche hereinrollte, nahm Großvater in seinem Lehnstuhl Platz, lockerte die Krawatte, öffnete die Knöpfe seiner Weste und begann das Ritual des Zigarreanzündens, während Fee und ich schon ungeduldig darauf warteten, etwas Neues aus seinem unerschöpflichen Reservoir an spannenden Geschichten zu hören.

Wenn hinter seinen Erzählungen die Absicht stand, uns die Menschen auf den Bildern und alles, was sie schicksalhaft miteinander verbunden hatte, auf unvergessliche Weise näher zu bringen, so war ihm das gelungen.

Fee und ich, wir liebten es, in den stillen, späten Nachmittagsstunden, wenn wir allein im Haus waren, nur Frau Zlata in der Küche mit den Vorbereitungen für das Abendessen zugange war, uns in das dämmrige Esszimmer zu schleichen und den Lichtschalter zu drehen; im Aufblitzen des Kristallusters bot das Spalier dieser für uns seltsam aussehenden Menschen einen etwas gruseligen Anblick, ihre finsternen Blicke - auch die Frauen auf den Fotos lächelten kaum - schienen geradewegs auf uns gerichtet, stumme Tadel, dass wir sie in ihrer Ruhe gestört hatten.

Im Mittelpunkt dieser Galerie prangte der Onkel unseres Großvaters, Beato Bariello, als eindrucksvolles Portrait eines Mannes in den besten Jahren mit stolzem Blick, sich ganz seiner Wichtigkeit und Macht bewusst. Kaum zu glauben, dass dieser Mann, den es in den Siebzigern des 19. Jahrhunderts auf seinem langen Weg als Wanderarbeiter aus dem Trentino, damals noch Welschtirol, bis nach Wien verschlagen hatte, einst arm wie eine Kirchenmaus gewesen war.

Eines der Fotos zeigt eine Anordnung von Gebäuden, schlichte, weiß getünchte Zweckbauten, in der Mitte ein Schlot, der weit in den Himmel ragt: Weberei und Knopffabrik Grünschädl steht auf dem Firmenschild. In einer Ecke des Bildes ist die Jahreszahl 1880 eingeprägt.

Beato Bariellos Aufstieg vom Sechzigwochenstunden schuftenden Tagelöhner aus einem Wiener Männerheim, der sich in ungezählten Nächten mit Hilfe eines arbeitslosen Lehrers, der das Bett neben ihm belegte, das Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht hatte, zum Fabrik- und mehrfachen Zinshausbesitzer, begann, als er von Wien weiter ins Waldviertel zog und dort Arbeit in der Weberei Grünschädl fand. Von da an waren Glück und Erfolg auf seiner Seite - die einzige Tochter des Fabrikbesitzers, Dolphine, die im Büro an der Rechenmaschine saß und die Löhne auszahlte, verliebte sich in den feschen Südtiroler.

1882 heirateten die beiden. Auf dem Hochzeitsfoto wird Großvaters Aussage, Tante Dolphine wäre schon als „altes Mädchen“ auf die Welt gekommen, eindrucksvoll vor Augen geführt: neben einem drahtigen jungen Mann mit einem dunklen Wusch lockiger Haare steht eine deutlich ältere Frau (tatsächlich waren es nur drei Jahre, die Beato von Dolphine trennten) in einem eng geschnürten Spitzenkleid, das ihre matronenhafte Figur betont und sie wie eine längst überfällige Jungfrau erscheinen lässt, die in letzter Minute noch den Hochzeitszug erreicht hat.

Bei unseren heimlichen Besuchen gingen wir so weit, dass wir Stühle an die Wand rückten und darauf kletterten, nur um jedes Foto genau betrachten zu können. Dabei unterhielten wir uns flüsternd.

„Da, wo Onkel Beato alt ist, sieht er richtig böse aus, findest du nicht? Als Bräutigam gefällt er mir viel besser.“

„Da ist er ja auch viel jünger. Aber er schaut nicht böse drein, Fee, nur streng. Großvater hat gesagt, er war ein gerechter Mann.“

„Glaubst du, wir wären heute arme Leute, wenn's ihn nicht gegeben hätte?“

„Wenn's ihn nicht gegeben hätte, wären wir gar nicht auf der Welt.“

Die Ehe von Onkel Beato und Tante Dolphine blieb kinderlos, aber die Geschäfte blühten. 1884 hatte Onkel Beato seinen jüngeren Bruder Alfredo zu sich geholt, ihm Arbeit in der Knopffabrik gegeben und mit Geld unterstützt, als er zwei Jahre später Antonia Blum heiratete. 1887 kam ihr Sohn Matteo zur Welt.

Alfredo war gerade vierzig Jahre alt geworden, als er an Schwindsucht starb. Seine Witwe war nach dem Begräbnis zu ihren Eltern ins Rheinland gereist; ihren vierzehnjährigen Sohn Matteo hatte sie in der Obhut seines Onkels gelassen. Von dieser Reise kehrte sie nicht mehr zurück.

Was zwischen Schwager und Schwägerin vorgefallen war, blieb zeitlebens Großvaters Geheimnis. Jedes Jahr zum Geburtstag und zu Weihnachten schrieb Antonia an ihren Sohn, der die Briefe jedoch nie beantwortete. „Ich wusste nur, sie hat mich verlassen“, erklärte mir Großvater, als ich ihn danach fragte, „Warum hätte ich ihr da schreiben sollen?“

Nach Großvaters Worten war Onkel Beato, „ein sehr dominanter, manchmal sogar tyrannischer Mann, aber mit einem starken Gerechtigkeitssinn.“

„Ein kleiner Pinscher war ich, wie mich der Onkel in den Betrieb genommen hat“, erzählte Großvater. „Keine Arbeit hat er für mich ausgelassen, überall habe ich zupacken müssen und das bis zu zehn Stunden am Tag. Mein Weg war nicht mit Rosen gepflastert gewesen, das könnt ihr mir glauben, aber die beste Lehrzeit für mein künftiges Leben.“

Großvater war schon siebenundzwanzig, als er bei einer Landpartie ins Kamptal, die er mit Onkel und Tante

unternahm, Annette Stelzel kennenlernte, Tochter des Wiener Steuerberaters Johann Stelzel und seiner Frau Adelheid, geborene Pfrudl, deren Familie in Basel eine Societät, spezialisiert auf Wirtschaftsberatung und Unternehmensgründungen, betrieb.

Beim Mittagessen im Gasthaus Zum Silbernen Bründl in Hadersdorf saßen die Familien Tisch an Tisch; man kam ins Gespräch und traf später, bei einem ausgedehnten Spaziergang den Kamp entlang, wieder aufeinander.

Eine in jeder Hinsicht gewinnbringende Fusion zwischen zwei Familien hatte ihren Anfang gefunden.

„Großvater sieht auf dem Hochzeitsfoto genauso aus wie Onkel Alfredo.“

„Er war sein Sohn. Vater und Sohn sehen sich immer ähnlich.“

„Das ist wahr. ‚Dem Jonas wie aus dem Gesicht geschnitten‘, sagt Großmutter immer von dir.“

„Aber von dir sagt sie, du bist aus der Art.“

„Weil ich blaue Augen habe und keine braunen, wie Papa.“

„Aber Tante Karo hat doch auch keine blauen Augen.“

Im Herbst 1914 rüstete Beato Bariello die Betriebe seines Schwiegervaters um und produzierte von da an „kriegswichtige“ Waren, wie Verdunkelungsstoffe, Wehrmachtsdecken und Tuch für Felduniformen; in einer Dependance Zwirnknöpfe, Käseleinen, Mull- und Verbandstoffe für Spitäler und Lazarette. Später kaufte er eine Emailproduktion im nahe gelegenen Dietmanns; dort wurden Pfannen und Kochgeschirr für Großküchen und Militärkantinen erzeugt. Als der Krieg vorbei war, verkaufte er die Geschirrfabrik und erwarb von dem Erlös in Wien einen Eisenwaren- und Schrotthandel, der hohe Rendite abwarf.

Großvater blieb die Einberufung aufgrund seiner angeborenen Hüftdysplasie erspart; 1915 heirateten er und Annette und im gleichen Jahr, „sozusagen als Hochzeitsgeschenk“, machte ihn der Onkel mit Brief und Siegel zum Verkaufsdirektor der Bariello-Werke.

Während der nächsten Jahre bis zum Ende des Krieges, arbeitete Großvater oft in Zwölfstunden-Schichten in der Tuchfabrik, beaufsichtigte die Produktion und überwachte die Auslieferungen an die Militärstützpunkte. Großmutter verbrachte die Kriegsjahre bei der Familie Pfrudl in der Schweiz und kehrte erst im Dezember 1918 zurück nach Österreich. Im August 1919 kam ihr erster Sohn, Jonas, zur Welt und im Dezember des darauffolgenden Jahres der zweite Sohn, den sie Carlo nannten.

Alles, was ich über Beato Bariello wusste, ließ mich später zu dem Schluss kommen, dass er ein Spekulant und Kriegsgewinnler gewesen war, ein gewiefter, vielleicht auch skrupelloser Geschäftsmann.

„Er hatte einen Riecher für gute Geschäfte und gutes Geld, so was lernst du nicht, das ist angeboren“, so Großvaters Meinung. Er sprach immer mit Stolz von seinem Onkel, dessen Fähigkeit, Tatkraft und Weitblick: Noch vor dem dramatischen „Schwarzen Freitag“ im Oktober 1929, hatte Beato beide Textilfabriken, die Dolphine nach dem Tod des alten Grünschädl geerbt hatte, verkauft und die Erlöse dafür in der Schweiz angelegt. Den Eisenwaren- und Schrotthandel behielt er.

Als Onkel Beato 1934 starb, hinterließ er Großvater nicht nur Fabriken, Häuser und Grundstücke, sondern auch ein Millionenvermögen in Aktien, Anleihen und Barem, das in der Schweiz sicher angelegt war. Von nun an lag es in Großvaters Händen, das vorhandene Vermögen zu verwalten und zu vermehren.

*Das ist lange her. Es kamen bessere Zeiten, die sich über die schlimmen Kriegsjahre legten wie frisches Gras über verbrannte Erde. Warum denke ich an jenen Abend, wo es doch so viel schönere gab?*

Wallace Stegner, „Zeit der Geborgenheit“

Im Februar 1945 wurde die Munitionsfabrik Bariello durch alliierte Bomben komplett zerstört. Da Großvater Mitglied der NSDAP war, musste er sich 1947 dem Entnazifizierungsverfahren stellen, wurde aber als „Minderbelasteter“ registriert und fiel 1948 unter die Generalamnestie.

Ohne zu zögern, kaufte er noch im gleichen Jahr ein herunter gekommenes Baustoffunternehmen und ein Ziegelwerk, die in Rainbruck zum Verkauf ausgeschrieben waren und stieg in eine für ihn neue Branche ein. Doch obwohl ein übergroßer Bedarf an Wohnungen bestand, lief das Baugeschäft in den ersten Jahren nicht sehr erfolgreich; Schuld waren Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Baustoffen, Werkzeugen und Maschinen, Arbeitskräftemangel und die manchmal unüberwindlichen Bürokratien mit der russischen Besatzungsmacht.

Zum Unterschied von Großvater, der mit seinem untrüglichen Geschäftssinn im Wiederaufbau das große Geld witterte, sah mein Vater darin eine für ihn erstrebenswerte soziale Aufgabe, entschied, sein Architekturstudium abzubrechen, stattdessen eine Stelle auf dem Wohnungsamt in Hernals anzunehmen und daneben das Bauingenieurdiplom zu erwerben.

„Unternehmerblut wird vererbt“ war Großvaters Meinung, was letztendlich dazu führte, dass Vater seine Stelle auf dem Wohnungsamt aufgab und im Familienunternehmen als Großvaters rechte Hand arbeitete. Im Laufe der Zusammenarbeit stellte sich heraus, dass Großvater doch nicht in allem recht hatte; die Meinungen meines Vaters zu Entscheidungen, das Unternehmen betreffend, wichen